Patrycja Spychalski

FERN WIE SOMMERWIND

cbt

DIE AUTORIN

© Isabelle Grubert

Patrycja Spychalski, geboren 1979 in Starogard, Polen, zog im Alter von neun Jahren mit ihren Eltern nach Berlin. Nach dem Abitur absolvierte sie eine Schauspielausbildung, wandte sich dann aber einem ganz anderen Bereich zu: Seit 2002 arbeitet sie in vielfältigen sozial-kulturellen Projekten mit Kindern und Jugendlichen. Sie schrieb schon mehrere Kurzgeschichten für Anthologien, bevor sie ihren ersten Roman »Ich würde dich so gerne küssen« verfasste. Spätestens nachdem man dieses Buch gelesen hat, merkt man, dass ihre große Liebe der Rockmusik gilt – selbstverständlich neben ihrem Freund, ihrem kleinen Sohn Juri und ihren beiden neurotischen Katzen, mit denen sie in Berlin lebt.

Weitere lieferbare Titel von Patrycja Spychalski bei cbt:

Ich würde dich so gerne küssen (30780)

Patrycja Spychalski

FERN WIE SOMMERWIND

cbt

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Erstmals als cbt Taschenbuch Juni 2013
Gesetzt nach den Regeln der
Rechtschreibreform
© 2013 cbt/cbj Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Lekorat: Ivana Marinović
Umschlaggestaltung: © Kathrin Schüler,
Berlin unter Verwendung eines Motivs von
plainpicture/Maskot/Malin Karlsson/RF
jb · Herstellung: kw
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-30863-9
Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

Ich schreibe Briefe an meine Zukunft. Und jedes Mal, wenn ich sie in den Briefkasten werfe, merke ich, dass sie falsch adressiert sind …

DIESER SATZ SPUKT seit dem frühen Morgen in meinem Kopf herum. Eigentlich schon seit dem Aufwachen, da hatte ich ihn leise wiederholt, immer wieder, um ihn aus dem Traum mitzubringen. Ich stand ewig vor dem Spiegel, mit der Zahnbürste im Mund, und überlegte, wo der herkam. War das ein Zitat? Oder hatte ich mir diesen Satz irgendwann einmal ausgedacht und in eins meiner Tagebücher geschrieben? Und warum konnte ich mich nicht richtig daran erinnern?

Jetzt stehe ich am Strand, schaue den kleine Wellen zu, die über den glatten Sand schwappen, und überlege immer noch. Ich rücke das bunte Baumwolltuch zurecht, das ich mir zum Schutz gegen die Sonne um den Kopf gebunden habe. Dass man sich so schlecht an Dinge erinnert, die noch gar nicht lange zurückliegen können, finde ich wirk-

lich quälend. Man sucht und sucht, ganz tief, in den hintersten Hirnwindungen und bekommt unterdessen Kopfschmerzen davon. Heute früh habe ich prophylaktisch zwei Paracetamol geschluckt, aber manchmal hält das nicht den ganzen Tag, und es findet sich trotzdem irgendein Grund, warum dieser stechende Schmerz, der meistens im rechten Auge beginnt, sich seinen Weg bis in den Hinterkopf bahnt.

»Das ist Migräne, Schätzchen«, sagt Mama dann immer und bringt mir kalte Kompressen, die aber kaum was helfen. Sie zieht die Jalousien runter und kocht literweise Melissentee. Sie singt leise irgendwelche Schlaflieder. Das ist nett gemeint, aber im Grunde anstrengend, denn das Einzige, was wirklich hilft, ist Ruhe. Ich habe ihr das schon oft versucht zu erklären, aber Mütter können einen offenbar nicht in Ruhe lassen, sie müssen stattdessen alle fünf Minuten nach dem Rechten sehen und fragen: »Geht's schon besser?« Irgendwann werde ich dann pampig, und sie beleidigt, und das macht die Kopfschmerzen nur noch schlimmer.

Jetzt ist Mama nicht da. Ich kann also meine Stirn vor Schmerz in Falten legen, ohne dass gleich jemand um mich herumspringt, der helfen möchte.

Ich grabe meine Zehen in den warmen Sand, der, je tiefer man kommt, immer kühler wird, und nasser, und an der Haut kleben bleibt. Ich massiere mir die Schläfen mit kleinen Kreisen, erst ganz sanft und schließlich mit mehr Druck, so lange bis der Schmerz des Druckes und der des Kopfes ungefähr gleich stark sind und sich für einen kurzen Augenblick gegenseitig aufheben. Dann hole ich aus meinem Rucksack die Halbliterflasche mit Lemon Ice Tea

und trinke ein paar Schlucke, nicht zu viel, damit ich nicht gleich wieder pullern muss.

Also, was ist das mit der Zukunft und den Briefen nun? Ich muss mir den Satz merken und, wenn ich wieder zu Hause bin, alle meine Tagebücher danach durchstöbern. Wahrscheinlich kommt der wirklich von mir. Aufgeschrieben in einem Anfall von Verzweiflung, bei dem Versuch, diese schrekliche Langeweile zu vertreiben, die mich manchmal überkommt, sodass ich das Gefühl habe, daran ersticken zu müssen.

Aber jetzt bin ich erst einmal hier, weit weg von zu Hause, in diesem kleinen, kinderfreundlichen Touristenörtchen an der Ostsee, wo fast nur Familien ihren kostbaren Urlaub verbringen. Die Kinder können hier kreuz und quer über den Strand flitzen, laut sein und weinen, wegen dem Eis, das in den Sand gefallen ist, und alle nicken mitfühlend, sind verständnisvoll und lächeln sich an.

Ich habe genug Zeit, mir das Treiben in Ruhe anzuschauen, denn ich arbeite hier als Strandverkäuferin. Ich verkaufe Drachen an eben diese Kinder, die gerade erst ihr Eis verloren haben und von den Eltern, zum Trost und zur Ablenkung, mit einem bunten Drachen beschenkt werden.

Das Eis vorher hat ihnen Rocco verkauft, auch einer von uns Strandverkäufern, von denen es hier ein paar gibt. Martin und James verkaufen Popcorn. Ruth verkauft Eiskaffee. Und dann gibt es noch ein paar Typen, die verkaufen heiße Bockwürste mit Senf. Der größte Renner hier am Strand. Das verstehe ich nicht, schließlich ist es schon heiß genug, da muss man sich nicht noch heiße Würstchen antun.

Drachen zu verkaufen ist die dankbarste Aufgabe. Dra-

chen sind schön und bunt und bringen die Kinderaugen zum Glänzen – vor allem, wenn die Väter mit der Schnur losrennen, sich halb verheddern im Windschutz anderer Badegäste, entschuldigend den Mund verziehen, beinahe stolpern und schließlich doch den Drachen in die Lüfte ziehen, so hoch, bis er sich selbst in den Wind legt und am Himmel schaukelt, hoch oben in den Wolken. Dann dürfen ihn die Kinder auch halten. Ganz ehrfürchtig sehen sie dabei aus, mit nach hinten gestrecktem Hals und offenem Mund.

Drachen sind besser als Bockwürste, ganz klar, bringen allerdings den kleineren Umsatz.

Ich bin jetzt seit sechs Tagen hier. Freitag bin ich mit dem Zug angekommen, am späten Abend. Und gleich ist mir diese unglaubliche Meeresbrise ins Gesicht geweht. Da wusste ich hundertprozentig, dass das Ganze eine grandiose Idee gewesen war.

Ich wohne bei Frau Mertens, einer älteren Dame mit einem sehr faltigen, sehr netten Gesicht. Frau Mertens hatte eine Annonce in der Zeitung aufgegeben, dass sie für die Sommersaison gerne ein Zimmer an eine junge, aufgeschlossene Frau vermieten würde. Schon am Telefon waren wir uns sympathisch, irgendwie stimmte die Chemie auf Anhieb. Sie klang überhaupt nicht wie eine alte Frau, sondern richtig fit. Trotzdem war ich etwas nervös, als ich ein paar Wochen später vor ihrer Tür stand und klingelte. Ich wartete mit meinem Rucksack auf der weiß gestrichenen Veranda, die aussah wie aus einem alten Film. Der weiße Lack blätterte ab, der Efeu rankte an den Pfosten hoch und da stand ein kleiner Tisch mit Blümchenplastikdecke und zwei Stühlen. Die ganze Situation fühlte sich

plötzlich unwirklich an. Mit einem Mal fand ich die Vorstellung beunruhigend, einfach so bei jemand Fremdes zu wohnen.

Aber als Frau Mertens öffnete, wurde ich gleich mit einer Umarmung begrüßt, so als wären wir alte Bekannte. Sie trug ein apfelgrünes Kleid mit einem braunen Gürtel um die Hüften. Aus den Birkenstocksandalen lugten lackierte Zehen, dunkelrot. Auf dem Kopf trug sie einen Strohhut, an dem ein paar kleine Blümchen steckten. Eine Dame mit Sinn für Accessoires. Das gefiel mir.

»Sag doch Irmi zu mir«, hat sie freudestrahlend gerufen.

Und das war sehr nett, aber mir wurde beigebracht, Ältere zu siezen, und zu jemandem, der schon so alt ist, hatte ich noch nie Du gesagt. Irgendwie käme ich mir dabei komisch vor. Bis jetzt habe ich möglichst jede Anrede vermieden. Das Ergebnis ist, dass ich mir doppelt so albern vorkomme, aber ich hoffe, mit der Zeit wird sich schon eine Lösung dafür finden. Dann muss ich mir morgens am Frühstückstisch nicht dreimal überlegen, wie ich am besten an die Kanne Tee am anderen Tischende komme.

Den Job als Drachenverkäuferin habe ich im Internet gefunden, bei Studentenjobs. Ich bin zwar keine Studentin, aber am Telefon habe ich gesagt, dass ich vielleicht mal eine sein werde, und das fand der Mensch am anderen Ende der Leitung offenbar so charmant, dass er mir gleich zusagte, sogar ohne mich vorher zu sehen. Er gab mir die Mailadresse von einem gewissen Max, der vor Ort alles regeln würde, und bat mich, das Weitere mit ihm zu besprechen.

Max ist so um die Vierzig, hat schon einige graue Haare und scheint ein wenig genervt von seiner Aufgabe, mit

den ganzen »jungen Leuten« kommunizieren zu müssen. Er nörgelt ständig herum. Seine Jogginghosen sind an den Knien unglaublich ausgebeult und überhaupt scheinen sie viel zu groß, jedesmal habe ich Angst, sie könnten ihm gleich vom Hintern rutschen.

Morgens müssen wir alle die Ware und das Wechselgeld bei Max zu Hause abholen. Abends werden die Einnahmen abgeliefert. Wir treffen uns dazu auf seiner Veranda und stehen seltsam stramm, während Max mit mürrischem Gesicht das Geld zählt. Er sieht dabei manchmal so angespannt aus, dass mir ein Stein vom Herzen fällt, wenn das ganze Prozedere durch ist und er uns endlich unseren Lohn auszahlt, nicht ohne einen blöden Spruch abzulassen. So als würde er uns einen großen Gefallen damit erweisen.

Martin und James machen immer Blödsinn hinter seinem Rücken, sie verziehen ihre Gesichter und äffen ihn nach. Ruth und ich stehen da und versuchen, uns das Grinsen zu verkneifen.

»Was gibt's da zu lachen? Der Umsatz war miserabel. Hätte ich das gewusst, hätte ich meine Oma hingeschickt!«, murrt Max dann und schnaubt vor sich hin.

Wir reißen uns dann noch kurz zusammen, brechen aber spätestens in Lachen aus, wenn wir alle bei Dario sitzen und auf unsere Pizza warten. Ich liebe Darios Pizzeria, die Küche mit dem riesigen gemauerten Steinofen ist offen, und es macht Spaß ihm zuzuschauen, wie er den Teig hoch in die Luft wirft, fast bis zur Decke. Außerdem läuft dort die ganze Zeit so schräge Musik eines lokalen Radiosenders, die bis auf die Terrasse hinaustönt.

Eigentlich sind die Abende das, worauf ich mich am

meisten freue. Es hat sich einfach so ergeben, dass wir den Feierabend gemeinsam verbringen. Normalerweise bin ich zurückhaltend, wenn es darum geht, neue Leute kennenzulernen, aber die vier sind wie ganz selbstverständlich auf mich zugekommen. Sie sind nett, sehr sogar, und ich bin nicht alleine.

Anders als bei der Arbeit. Da lege ich ewig viele Kilometer zurück und schlappe in meinen Flipflops durch den weichen Sand. Eigentlich könnte das sehr entspannend sein, hatte ich mir vorgestellt, doch mein Gehirn lässt mir keine Ruhe. Ich weiß gar nicht, woher das kommt. Manchmal frage ich mich, ob es anderen Menschen auch so geht. Unablässig drängen sich irgendwelche Gedanken in den Vordergrund. Mit immer neuen Problemstellungen.

Jetzt gerade die Sache mit der Zukunft. Mit meiner Zukunft. Was werde ich mit meinem Leben anfangen, wenn die Schule vorbei ist, in ein bisschen weniger als einem Jahr? Es gibt so unglaublich viele Möglichkeiten: Ausbildung, Au-pair in Kanada, Freiwilliges Soziales Jahr, Ausspannen, Rumhängen, Studium, Kunst, Veterinärmedizin, irgendwelche Wissenschaften, auf keinen Fall Jura. Ich könnte jobben, beim Kellnern coole Sprüche lernen, mir einen Freund anlachen, ein Drehbuch schreiben, einen Cellokurs besuchen (Cello, das schönste Instrument von allen!). Ich könnte meine Familiengeschichte aufarbeiten, eine Weltreise machen, einen Blog schreiben, mich politisch engagieren, berühmt werden, ungeahnte Abenteuer erleben.

Wo soll ich anfangen mich festzulegen?

»Wir müssen uns alle festlegen. Das Leben ist nicht nur Halligalli. Oder wie ihr eher sagen würdet: Das Leben ist

kein Ponyhof. Man muss Verantwortung übernehmen. Du musst Verantwortung übernehmen! Wir sind Milliarden von Menschen auf der Welt, jetzt stell dir mal vor, alle würden nur das machen, was ihnen Spaß macht, ohne sich festzulegen … na danke schön!«

Solche Sätze sagt mein Vater manchmal und will dann von mir wissen, wie ich mir mein weiteres Leben vorstelle, zusätzlich bläut er mir ein, dass es nie zu früh sei, sich um die Altersvorsorge zu kümmern.

Altersvorsorge ist ein gruseliges Wort.

Ich bin keine Drückebergerin und auch nicht feige, und ich habe sowieso beschlossen, innerhalb der sechs Wochen Ferienjobben an diesem schönen Strand hier eine Antwort zu finden, darauf, wie ich als erwachsener Mensch durch die Welt gehen will.

Und dass mir das Kopfschmerzen bereiten würde, damit habe ich schon gerechnet und eine Großpackung Paracetamol eingepackt.

Meine Pause ist zu Ende, ich stehe auf und klopfe mir den Sand von meiner eigenhändig abgeschnittenen Jeans, die zwar schon superkurz ist, aber immer noch zu warm für diese Temperaturen. Fast dreißig Grad. An den Schultern habe ich schon am ersten Tag einen üblen Sonnenbrand bekommen, trotz Eincremen.

»Ich habe da so ein Spezial-Öl, das hilft gegen jede Strahlung«, hatte Martin mir heute früh angeboten, als er meine verbrannten Schultern sah. Martin Gelbhaar mit dem wirklich gelben Haar, locker zur Seite gekämmt, und den blau-weiß gestreiften Matrosen-Shirts. Er kommt hier aus dem Ort und ist deswegen braun gebrannt wie

ein kalifornischer Surferboy. Er hat Lederbändchen um die Handgelenke hängen und eine wirklich tolle samtige Stimme. Ich bin ein großer Fan von samtigen Stimmen.

Ich lasse noch einmal den Blick über das Meer schweifen, das heute ungewöhnlich glatt ist. Dann ziehe ich weiter meine Bahnen, vom Steg, wo man die Surfbretter ausleihen kann, bis ganz hinunter, wo das Karussell mit den bunt angemalten Elefanten, Autos und Fliegern steht, und wieder zurück. Die Kinder zerren stundenlang ihre knallbunten Schwimmreifen und aufblasbaren Boote unter Kreischen ins Meer und bespringen sie. Das Wasser spritzt in alle Richtungen. Die Kinder verschlucken sich am salzigen Wasser, husten und lachen gleichzeitig, werden von ihren älteren Geschwistern an den Armen rausgezogen und von den Eltern ermahnt, nur nicht zu weit rauszuschwimmen. Unermüdlich bauen sie Burgen und schmücken sie mit Steinen und Muscheln. Es macht mir Spaß, dabei zuzuschauen. Meine Gedanken schweifen immer wieder ab, und ich kriege regelmäßig einen Schreck, wenn mich jemand anspricht. »He Fräulein! Was kostet so ein kleiner Drache?«

Die Sonne sinkt immer tiefer, bis die Funken auf dem Meer ganz warm und golden werden. Die Leute fangen an, langsam ihre Sachen zusammenzupacken. Die Handtücher und Decken werden ausgeschüttelt, der Sand rieselt leise auf den Boden zurück. Die Kinder werden eingemummelt und schauen sehnsüchtig zu den immer größer werdenden Wellen. Die Möwen spüren den Aufbruch und trauen sich näher an den Strand heran, sie laufen auf der Suche nach Essbarem hin und her und picken im Sand herum. Die Letzten kommen aus dem Wasser, schlüpfen in ihre Schuhe und schultern die Strandtaschen.

Ich drehe meine letzten Runden nicht mehr ganz so enthusiastisch wie zu Anfang des Tages, ein wenig erschöpft, doch dafür wieder ein Stück mehr gebräunt.

Bis zum Abend habe ich trotz der Windstille fast vierzig Drachen verkauft. Als klar ist, dass heute nichts mehr geht, mache ich mich auf zu Max. Die anderen sind noch nicht da.

Er drückt mir einen Fünfziger in die Hand. »Könnte mehr sein!«

Natürlich.

Es gibt einfach Menschen, die kriegen kein nettes Wort über die Lippen, nie. Max ist so einer.

Ich wende mich ab, murmele ein halbherziges »Auf Wiedersehen«. Warum soll ich eigentlich nett sein, wenn er so ein Arsch ist? Ich laufe die Verandatreppe runter auf die Straße, einfach geradeaus, ohne Ziel. Für Dario ist es noch zu früh, die anderen kommen erst in einer Stunde. Ich kaufe mir am Eisstand ein Softeis, Schoko-Vanille, kunstvoll ineinandergewunden, und setze mich damit auf die Steintreppe vor einem heruntergekommenen leer stehenden Haus. Die Füße tun mir weh. Ich wackele mit den Zehen und hoffe auf Entspannung. Vor und zurück.

Ich schaue den Familien dabei zu, wie sie vom Strand kommen, die Handtücher über die Schultern geworfen, ein wenig erschöpft und voller Vorfreude auf das Abendessen. Es gibt Familien, bei denen muss ich einfach lächeln, weil sie so sympathisch sind. Solche, die sich in die Seite kneifen und Küsse auf die Wangen drücken und ihren Kindern liebevoll zurufen, sie sollen auf dem Bürgersteig bleiben. Und dann gibt es welche, da zieht sich mein Magen vor Schmerz zusammen und in meinem Kopf

läuft dann eine Endlosschleife: Lieber keine Familie als so eine …

Es liegt an der Art, wie sie sich ansehen, angenervt, so als wären sie lieber woanders als hier. Als wäre Urlaub nichts anderes als eine einzige Qual. Etwas, was man einmal im Jahr hinter sich bringen muss, weil es sich so gehört.

Aber es ist bloß ein Gefühl, nichts Konkretes. Ich kenne die Leute ja gar nicht. Vielleicht habe ich einfach eine komische Wahrnehmung. Man sollte die Menschen so sein lassen, wie sie sein wollen. Ich mag es schließlich auch nicht, wenn jemand anderes versucht, mir in mein Leben reinzureden. Mein Vater macht das besonders gerne und er weiß, wie sehr mich das ärgert, aber er sagt, dass es seine Aufgabe als Vater ist, und das sei auch nicht immer nur Spaß.

Mein Blick bleibt an einer Frau hängen, einer Mutter mit Sommersprossen im Gesicht und blauen Sandalen an den Füßen. Sie bleibt auf dem Gehweg gegenüber stehen und beugt sich zu ihrer Tochter. In der einen Hand hält sie ihren kleinen Fuß, während die andere Hand dieses Füßchen vom Sand befreit, auch zwischen den Zehen. Das Mädchen lacht und ruft, dass es kitzelt, und ihre Mutter lacht auch, bekommt kleine Fältchen um die Augen und kneift ihre Tochter in die Nase.

Kein Vater weit und breit.

Mein Blick fällt auf mein Spiegelbild im Schaufenster daneben. Ich ziehe mir das Tuch vom Kopf und löse mein braunes lockiges Haar. Wie wäre es eigentlich, wenn ich, Nora, auch mal alleinerziehende Mutter werde …

Der Wecker klingelt um 6:30. Nora dreht sich im Bett auf die andere Seite. Noch einmal einkuscheln, die Bettdecke ist so warm. Ihre Tochter Kim schläft noch tief und fest. Nora streicht ihr über das Haar und saugt den Duft von diesem kleinen warmen Körper in ihre Nase. »Wach auf, meine Kleine.«

Kim verzieht den Mund. »Ich will nicht in den Kindergarten, Mama.«

Nora steht auf und schlurft ins Bad, putzt sich die Zähne, ohne ein einziges Mal in den Spiegel zu sehen. Jetzt noch nicht, vielleicht nach dem Frühstück.

Die kleine Kim kommt hinterhergetrottet, reibt sich die Augen und setzt sich auf die Toilette.

»Mama?«

»Ja?«

»Warum haben wir keinen Papa?«

Nora verschluckt sich an der Zahnpasta.

»Wo hast du das her? Aus dem Kindergarten?« Immer kommt solches Zeug aus dem Kindergarten.

»Alle haben einen Papa. Wir haben keinen Papa. Wo ist unser Papa?«

»Dein Papa ist nicht auch mein Papa. Mein Papa ist Opa, den kennst du doch.«

»Und wo ist mein Papa?«

Nora will nicht in Tränen ausbrechen. Sie will der Kleinen auf keinen Fall die Wahrheit zumuten. Dass ihr Papa nämlich ein anstrengender Typ war, verkannter Künstler, manchmal zornig, dass er sich oft im Ton vergriff, sie manchmal angriff. Dass Nora das zu spät erkannt hatte. So spät, dass sie fast schon ein anderer Mensch geworden war. Weinerlich, empfindlich, immer müde. Depressiv. Und als

sie sich einmal im Spiegel beinahe nicht erkannte, da schlug ihr Herz plötzlich bis zum Hals, und sie rannte raus auf die Straße und weinte so hemmungslos, dass sogar Passanten anhielten und sie fragten, ob alles in Ordnung sei.

Sie setzte sich in den Bus und fuhr bis zur Endstation und dann wieder zurück, die ganze Nacht lang, und während sie fuhr, fasste sie den Entschluss, von nun an alleine durch die Welt zu gehen, aber da wusste sie noch nicht, dass Kim schon unterwegs war.

Sie sagte dem verkannten Künstler nichts. War einfach weg, zog um, änderte ihre Handynummer, färbte sogar ihr Haar, um möglichst nicht erkannt zu werden. Sie trug ständig Hut und Sonnenbrille und ganz andere Kleidung als früher. Sie hatte Angst, er könnte ihr zufällig über den Weg laufen.

Sie haderte immer wieder mit sich selbst, ob sie das Kind haben wolle. Nicht dass sie noch die Wahl gehabt hätte, es war schon zu spät, um es wegzumachen. In dieser Zeit weinte Nora viel.

Und als Kim dann schließlich da war, nahm Nora ihr Baby in den Arm und ließ es einen ganzen Tag nicht mehr los. Sie weinte und lachte und manchmal tat sie beides gleichzeitig, und es war das Größte, dieses Kind geboren zu haben und am Köpfchen zu riechen und diese kleinen, winzigen Fingerchen zu halten.

Nora spült sich die Zahnpasta aus dem Mund. »Ich weiß nicht, wo dein Papa ist«, versucht sie schließlich die möglichst aufrichtige Antwort.

»Mama, du bist komisch«, meint ihre Tochter klug.

»Vielleicht schon.«

»Hm.« Kim springt von der Klobrille, drückt die Spü-

lung und verschwindet in ihr Zimmer, um ihre Puppen aus dem Bett zu holen und sie für den Tag anzuziehen.

Glücklicherweise halten sich Kinder nicht zu lange an einem Thema auf.

Nora wird dann gleich Frühstück vorbereiten, Maisbrei mit Nüssen, Rosinen und braunem Zucker. Beider Lieblingsfrühstück. Und dann, wenn sie Kim im Kindergarten abgegeben hat, wird sie in einem Café sitzen, eigentlich Anträge schreiben wollen, für Kunststipendien, aber nicht dazu kommen, weil sie sich die ganze Zeit fragen wird, welche Antwort auf die Vaterfrage für ihre wunderschöne Tochter die beste wäre, die optimalste, um sie in ihrer Entwicklung nicht zu stören.

Sie wird keine Antwort finden, denn das Sprichwort »Wer suchet, der findet« ist nicht unbedingt immer richtig.

»Hey, kleine Nora!« Rocco steht vor mir, und mir fällt fast das Eis aus der Hand, so überrumpelt bin ich.

»Hey.« Ich muss unwillkürlich lächeln. Rocco strahlt einen immer an, dass man gar nicht anders kann. Seine Hosen hängen ihm fast in den Kniekehlen, seine Basecap hat er grundsätzlich verkehrtherum auf und die Sonnenbrille darf natürlich auch nicht fehlen.

Rocco setzt sich neben mich auf die Treppe. »Mieser Tag heute?«

»Wie kommst du drauf?«

»Du siehst aus, als würde dir irgendetwas Sorgen bereiten.« Er schnippt sich Sand unter den Fingernägeln weg, dann setzt er seine Cap ab und streicht sich durch die braunen Haare.

»Ich habe nur über etwas nachgedacht. Aber ja, das kann einem schon Sorgen bereiten.«

»Willst du drüber reden?«, fragt Rocco, doch er scheint nicht wirklich interessiert.

»Eigentlich nicht. Nur so Gedankenspiele«, beruhige ich ihn.

»Ich halte ja nicht so viel von Gedankenspielen. Von Gedanken allgemein.« Rocco grinst zufrieden.

»Ach ja?«

»Diese ganze Grübelnummer und so, nee, das ist nichts für mich.« Er meint es tatsächlich ernst.

»Und was ist etwas für dich?«

»Möglichst viel Spaß haben!«

Puh.

Ich weiß auch nicht, was mich daran stört, aber meine Antwort fällt deutlich aus. »Das klingt irgendwie ziemlich blöd.«

»Finde ich nicht. Das ist doch ganz normal. Ich glaube, nur die Leute finden das nicht, die keinen Spaß haben und gerne welchen hätten. Das ist wie mit dem Geld. Es schimpfen nur die über Geld, die keins haben. Oder über Vitamin B. Beziehungen schaden nur denen, die keine haben. Und so.«

»Ich finde deine Argumentationskette etwas konfus.«

Aber in Wirklichkeit habe ich Rocco schon längst in mein Herz geschlossen. Ich glaube, er ist das, was man als »erfrischend« bezeichnen würde. Er redet, wie es ihm gerade passt, ohne sich einen Kopf darüber zu machen, ob die Leute ihn dann blöd finden oder oberflächlich oder niedlich oder harmlos oder was auch immer. Das ist durchaus beneidenswert.

Ich zerbreche mir natürlich immer den Kopf darüber, was andere von mir denken. Am schlimmsten ist es, wenn die Leute etwas von mir glauben, was gar nicht stimmt, und ich überlege dann immer fieberhaft, wie ich sie vom Gegenteil überzeugen könnte.

Das ist lästig. Sehr. Und während sich andere immer zu Neujahr vornehmen, nicht mehr zu rauchen, nicht mehr so viel Schokolade zu essen oder endlich mehr Sex zu haben, nehme ich mir jedes Mal aufs Neue vor, nicht mehr so sehr nach der Meinung anderer zu leben.

»Du hast recht. Ich hätte auch gerne Spaß. Jetzt zum Beispiel.«

Ohne ein Wort springt Rocco auf, packt mich an der Hand und zieht mich hinter sich her, die Straße runter, Richtung Wald. Wir rennen.

Irgendwann lässt Rocco meine Hand los, aber wir rennen weiter, jeder für sich, immer eine Tempostufe zu schnell. Lange werde ich das nicht durchhalten. Rocco muss immer seine Hosen hochziehen, damit er nicht drüberstolpert.

Ich spüre meine Lungen pumpen. Ein paar Stiche. Dann das wummernde Herz und schließlich die Beine, die zu Gummi werden. Mein Kopf fühlt sich an, als könne er jeden Moment explodieren. Ich habe absolut keine Kondition.

Rocco geht als Erster zu Boden. Mit einem dumpfen Aufprall landet er im weichen Moos und färbt bei dieser Gelegenheit seine Jeans grün ein.

Ich lasse mich einige Sekunden später mit einem Seufzer der Erleichterung neben ihn fallen.

»Das nennst du Spaß?« Aber schon muss ich lachen, erst leise, dann pruste ich los.

»Fühlst du das? Wie die Glückshormone durch dich durchjagen?« Rocco ist ganz stolz auf sich, so als hätte er die Glückshormone selbst erfunden, im Chemielabor hergestellt.

Und es stimmt. Ich fühle sie. Sie jagen durch meinen Körper, von unten nach oben und wieder zurück, und entladen sich endlich im hysterischen Gekicher.

Wow!

»Manchmal besser als Drogen«, keucht Rocco und streckt alle viere von sich.

Auch ich drehe mich auf den Rücken und betrachte den Himmel durch die Baumkronen hindurch, wie die Wolken vorbeiziehen, bis alles um mich herum sich zu verschieben scheint. Ich schließe die Augen. Kleine helle Punkte tanzen vor meinen Lidern. Manchmal mache ich mir Sorgen wegen dieser Punkte. Könnte doch ein Anzeichen für eine Krankheit sein. Vielleicht. Sobald ich es denke, ärgere ich mich darüber, aber ich kann nichts dagegen tun. Ich drehe meinen Kopf zur Seite und öffne ein Auge, nur ganz leicht. Roccos Nasenflügel flattern lustig, während er wieder zu Atem kommt. Er fährt sich mit der Zunge über die Lippen. Sie glänzen. Mir fällt zum ersten Mal auf, dass seine Ohren winzig klein sind.

»Rocco?«

»Hm?«

»Wie möchtest du sterben?«

»Gott! Was ist mit dir nur los!?« Rocco rümpft die Nase.

»Aber du wirst doch sterben! Wir alle. Da kann man doch mal drüber nachdenken. Und wenn du dir aussuchen könntest wie …?«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Patrycja Spychalski

Fern wie Sommerwind

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30863-9

cbt

Erscheinungstermin: Mai 2013

So viele Leben wie Funken im Meer ... und eine Liebe am Strand!

Ganz ehrlich! Noras größtes Problem ist, dass sie sich ihr Leben lieber vorstellt - in den verrücktesten Visionen ihrer Zukunft -, als es einfach zu leben. Doch jetzt kommen die letzten Ferien, der Sommer der großen Entscheidungen. Nora verbringt ihn an einem hübschen Badeort am Meer und jobbt als Drachenverkäuferin am Strand. Neben dem Kaffeemädchen und den Eisverkäufern ist da auch noch Popcornjunge Martin, mit dem schönen Lächeln und dem sonnengelben Haar. Als Martin sich immer wieder in Noras Tagträumereien verirrt, wird klar: Wenn es um ihn geht, sollte das Leben auf keinen Fall nur im Kopf stattfinden …

Der Titel im Katalog